

ben müsse. Dabei gehe es darum, die Einführung der Menschenrechte als individuelle Rechte zu durchbrechen und auf Traditionen der Gemeinschaftsbindung und des Gesellschaftsverständnisses in Asien zurückzugreifen.

Die aus der katholischen Soziallehre geläufige Gegenüberstellung von „Staat und Kirche“ macht für die Minderheitenkirchen Asiens oft wenig Sinn, weil sie sich als isoliertes Gegenüber in der Auseinandersetzung mit dem Staat überfordert fühlen müssen. Sie werden sich also eher als eine Religion unter anderen sehen und mit den übrigen Religionen in Fragen der gesellschaftlichen Ver-

antwortung Bündnisse eingehen wollen, wie dies z. B. in Malaysia geschieht. Die Rolle der katholischen Kirche auf den Philippinen wird daher für die übrigen asiatischen Ortskirchen kaum das Vorbild sein können. Dies sollte auch den Regierungen in der Region deutlich gemacht werden, die eher das „Gespenst der Philippinen“ vor Augen haben, wenn sie dem sozialen Apostolat der Kirchen energisch entgegentreten und es als illegitime Einmischung der Religionen brandmarken. Insofern werden die asiatischen Ortskirchen auch in ihrem sozialen Apostolat einen eigenen asiatischen Weg gehen müssen. *Georg Evers*

Erneuerung der Mission – Fehlanzeige!

Eindrücke von der 10. Weltmissionskonferenz

Vom 25. Mai bis 1. Juni fand in San Antonio (Texas) die 10. Weltmissionskonferenz des ÖRK statt. Sie war gekennzeichnet von der Auseinandersetzung zwischen „Evangelikalen“ und den „Ökumenikern“. Es zeigt sich die große Schwierigkeit, sich auf ökumenischer Grundlage auf ein gemeinsames Missionsverständnis, das dem Selbstverständnis des Christentums und der Heilsbedeutung der anderen Religionen gerecht wird, zu einigen. Hans-Joachim Girock, der an der Konferenz teilnahm, schildert aus evangelischer Sicht seine Eindrücke.

Mit zwiespältigen Empfindungen sind sicher viele der knapp 750 Teilnehmer an dieser 10. Weltmissionskonferenz aus dem texanischen San Antonio zurückgefahren in ihre jeweiligen Heimatländer und Heimatkirchen. Die Gründe für mancherlei Unzufriedenheit mögen unterschiedlich sein, zum Teil sogar gegensätzlich; waren sie doch abhängig vom jeweiligen theologischen Vorverständnis ebenso wie vom gesellschaftspolitischen, sozialen und kulturellen Kontext der 300 Delegierten aus den (gegenwärtig) 367 Mitgliedskirchen des ÖRK und der über 400 Berater und (teilweise auch katholischen) Beobachter. Hinter aller Unterschiedlichkeit aber lassen sich doch ein paar tieferliegende Ursachen erkennen für das am Ende dominierende Gefühl, daß diese Konferenz ihrem Auftrag und ihren selbstgesteckten Zielen nur sehr ungenügend gerecht werden konnte.

Abrechnung mit vergangenen Missionsmethoden

„Dein Wille geschehe – Mission in der Nachfolge Christi“; unter diesem Leitwort der Konferenz hat natürlich alles Platz. In der Nachfolge Jesu um die Verwirklichung von Gottes Willen zu bitten – mehr ist von Mission schlechterdings nicht zu erwarten. Kritisch wird die Sache erst, wenn die Fragen nach dem „Warum“ und dem „Wie“

nicht nur rhetorisch, sondern konkret und auf die jeweilige Zeit und Situation bezogen gestellt werden. Daß im Vorfeld der Konferenz solche Fragen gestellt worden sind, ehrt zwar die Initiatoren, hat aber die fehlende Kraft zu tragfähigen Antworten am Ende mit schmerzhafter Deutlichkeit sichtbar gemacht.

Unüberhörbar standen am Konferenzbeginn in den Eingangsreferaten der Verantwortlichen die Forderung nach Erneuerung des Missionsverständnisses und das deutliche „Nein“ zum überkommenen Verständnis und den tradierten Methoden der Mission. Beides hat seine guten Gründe in der stürmischen Veränderung unseres Menschenbildes und unserer Lebensverhältnisse während der vergangenen hundert Jahre und in der damit zusammenhängenden Veränderung mancher Akzente bei der Interpretation des Evangeliums durch die Theologen und die Kirchen.

Beide Veränderungen hat man natürlich nicht erst in San Antonio entdeckt. Die selbstherrliche Bevormundung etwa, mit der Missionare aus dem ehemals christlichen Abendland im Zeitalter der Kolonisation hinausgezogen sind in alle Welt, um den „armen Heidenkindern“ ihr Verständnis von Christentum samt ihrem abendländischen Denken und ihrer abendländischen Lebensart überzustülpen – Posaune und Harmonium inclusive –, dieses imperialistische Missionsverständnis ist schon lange entlarvt und gehört spätestens seit der 8. Weltmissionskonferenz in Bangkok 1972 der Vergangenheit an. Und ob der biblische Missionsauftrag – „geht hin in alle Welt und macht zu Jüngern alle Völker“ – als „Bekehrungsauftrag“ sozusagen um jeden Preis verstanden und notfalls auch mit mehr oder weniger Gewalt praktiziert werden darf, weil sonst die „arme Seele“ in alle Ewigkeit verloren ist – auch dieser theologische Hintergrund der Mission wird seit geraumer Zeit vor allem von Vertretern der ehemals „jungen Kirchen“ kritisch hinterfragt und hat schon manche heftige Diskussion ausgelöst.

Selbstkritik und Suche nach neuen Wegen waren also in San Antonio keineswegs gänzlich taufisch. Aber sie wurden dort, zunächst wenigstens, entschiedener, klarer und auch mutiger vorgetragen als bei früheren Gelegenheiten. *Eugene Stockwell*, Direktor der Abteilung für Weltmission und Evangelisation beim Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf, der Hauptverantwortliche also für die Konferenz, hat die Kritik an den früheren Missionsmethoden u. a. so beschrieben: „Die Kirche hat in der Vergangenheit häufig eine Mission betrieben und tut das zum Teil auch heute noch, die beim besten Willen nicht als ‚Nachfolge Christi‘ bezeichnet werden kann.

– Allzu oft hat die Kirche Verkündigung als ein rein verbales Zeugnis verstanden und dabei die Einheit von Gottesdienst, Tun und Leben vergessen.

– Allzu oft hat die Kirche das Zeugnis mit dem Aufzwingen des Evangeliums verwechselt, das in kulturbedingten Bildern und Vorstellungen weitergegeben wurde, die den Blick auf den lebendigen Christus verstellten.

– Allzu oft hat die Kirche im Namen des Himmels mit der Hölle gedroht und sich auf einen zukünftigen Himmel konzentriert auf Kosten der Welt, die Gott so sehr geliebt hat, daß er seinen einzigen Sohn für sie gegeben hat.

– Allzu oft hat die Kirche Wert auf zahlenmäßiges Wachstum gelegt und weniger auf geistliche Tiefe, eher auf Macht gesetzt denn auf die Verwundbarkeit, die das Kreuz mit sich bringt.

– Allzu oft hat die Kirche von Recht und Gerechtigkeit gesprochen, dabei aber die ignoriert oder verfolgt, die wahre Gerechtigkeit verwirklicht haben.

Wir sind hier in San Antonio zusammengekommen, um dieser Art von Mission ein entschiedenes ‚Nein‘ entgegenzuhalten.“

Und ein paar Seiten weiter hat Stockwell zum Stichwort „Evangelium und Kultur“ die Attacke noch verschärft: „Zahlreiche Evangelisationsbemühungen, wie aufrichtig und gutgemeint sie auch waren, gingen rücksichtslos über Sitten und Kulturen der Menschen hinweg, und verbündeten sich häufig mit militärischen und kolonialistischen Mächten. Mit Beschämung denken wir an die Zerstörung einheimischer Kulturen, die auf dem amerikanischen Doppelkontinent während fünf Jahrhunderten im Namen der Zivilisation und Evangelisation betrieben wurde, oder an die Verbindung zwischen Missionaren und der ‚Kanonboot-Diplomatie‘ in China im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In jüngerer Vergangenheit und bis heute ist ein gut Teil der Evangelisation und Mission mit der wirtschaftlichen und technischen Vorherrschaft verknüpft, die die Westmächte über die Welt ausüben.“

Der Kern des Streits: Die Einmaligkeit des Christentums

Emilio Castro, der Generalsekretär des ÖRK und einer der Vorgänger Stockwells in der Abteilung Mission und Evangelisation, ging denselben Problembereich nochmals

von einer anderen Seite her an. Er nahm die Selbstgerechtigkeit aufs Korn, die so oft mit christlicher Glaubensüberzeugung einhergeht und die dann – klammheimlich – die eigene Überzeugung mit dem Willen Gottes verwechselt. Castro erinnerte an die Geschichte der Christenheit, „an Inquisition und Gegeninquisition, wo häufig die Behauptung, den Willen Gottes zu kennen und zu vollstrecken, im Dienst unserer eigenen Wünsche und unseres eigenen Willens stand und allerlei Verbrechen an unseren Nächsten rechtfertigte.“ „Von Gottes Willen zu sprechen ist gefährlich“, warnte Castro wörtlich. „Wir können uns nur absichern, indem wir daran denken, daß unsere Existenz immer eine vorletzte ist und alle unsere Urteile provisorischen Charakter haben ... Wir können in unserem geschichtlichen Bereich keine unumstößlichen Urteile zulassen, denn dadurch maßen wir uns ein letztes Urteil an, das Gott seinen Geschöpfen nicht überlassen hat.“

Mit dieser Warnung vor christlicher Anmaßung verwies Castro auch in jenen zweiten Bereich, in dem es um die theologischen Veränderungen des Missionsverständnisses geht. Gilt Gottes Heilszusage nur für die Christen, oder kommen auch andere Menschen in den Himmel – das ist hier, vereinfacht ausgedrückt, die Frage, hinter der sich freilich ein grundsätzliches und für die Mission folgenreicheres Problem christlichen Selbstverständnisses verbirgt. Jesus Christus als einziger Weg zum Heil, dieser „Absolutheitsanspruch“ war jahrhundertlang der eigentliche Motor christlicher Missionstätigkeit. Inzwischen hat dieser Motor zu stottern angefangen. Sollte Gott wirklich die ganze nicht-christliche Menschheit der Verdammnis überantworten? So fragen die einen. Andere aber, die auf das I-Tüpfelchen des Bibeltextes pochen, zitieren unbeirrt den Satz: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ Und sie wittern Verrat an rechter Bibeltreue bei jedem, der diesen Doppelsatz von seinem Kontext her zu lesen versucht. Nicht nur in Deutschland, hier aber besonders gründlich, hat der Streit um diese unterschiedlichen Positionen zwischen den „Evangelikalen“ und den „Ökumenikern“ längst unchristliche Formen angenommen. Und er ist in San Antonio zum heimlichen Hauptthema geworden, an dem sich die Konferenz letztlich erhoben hat.

Zunächst hatte sich der scheidende ÖRK-Missions-Direktor auch in dieser Frage deutlich aus dem Fenster gelehnt. In seinem Einführungsreferat sagte Stockwell dazu u. a.: „Wir glauben, daß der heilige Geist überall und unter allen Völkern (nicht nur unter Christen) am Werk ist, um Gottes unergründlichen Heilsplan für die ganze Menschheit und für die Ewigkeit zu erfüllen. Wir glauben ferner, daß Gott uns allen ganz bewußt eine Welt immenser Pluralität und Vielfalt geschenkt hat, einen Kosmos, in dem die Pläne Gottes verwirklicht werden, um alles zur Erfüllung und Vollkommenheit in Gott zu bringen ... Angesichts der Arroganz und Intoleranz, die unsere wechselvolle christliche Geschichte durchziehen, steht es uns wohl nicht an, darüber zu entscheiden, wer gerettet werden wird und wer nicht. Gottes Pläne gehen weit über die

unsrigen hinaus. Wir können Gott die Entscheidung über die letzte Rettung ruhig überlassen und statt dessen mit dem erforderlichen Einfühlungsvermögen und mit Überzeugung unseren Glauben an Jesus Christus verbreiten, während wir gleichzeitig für die göttlichen Gaben offen sind, die in so vielen Religionen der Erde erkennbar sind.“ Und bei Emilio Castro heißt es in diesem Zusammenhang kurz und bündig: „Jeder Absolutheitsanspruch unsrerseits würde zum Ausdruck bringen, daß wir nicht den transzendenten Gott, sondern unser Bild, unsere Vorstellung von ihm verehren.“ Nach dem deutlichen „Nein“ zu den überkommenen Missions-Methoden, zum „Wie“ der Mission, nun auch ein klares „Nein“ zu einer ihrer wichtigsten und lange Zeit unumstrittenen theologischen Grundlagen?

Vorstöße führten nicht zu Ergebnissen

Der Verlauf der Konferenz in San Antonio hat gezeigt, daß das so einfach nicht geht; daß mindestens diese Versammlung zwar imstande war, sich angesichts veränderter Zeitläufe auf neue Methoden und Akzente der Mission einzulassen, nicht aber, über die Veränderung theologischer Grundpositionen in angemessener Differenziertheit zu diskutieren oder gar zu entscheiden.

Neue Methoden und Akzente – die fanden breite und nirgendwo ernsthaft gefährdete Mehrheiten. Die wiederholten Bußrufe für die Sünden der Väter im Zusammenhang mit Kolonisation und kultureller Überfremdung, für ein vordergründiges Missionsverständnis, das die Zahl getaufter Heiden als dem Himmel wohlgefälligste Erfolgsbilanz auswies – sie erhielten Zustimmung. Auch die „Theologie der Armen“, auf der Weltmissionskonferenz in Melbourne 1980 (vgl. HK, Juli 1980, 335 ff.) als Grundlage eines heute notwendigen Missionsverständnisses proklamiert, konnte trotz einiger Bedenken auf seiten evangelikaler Teilnehmer bestätigt und bekräftigt werden. Hier gab es auch grundsätzliche Überlegungen zum Recht des Widerstands gegen ungerechte Strukturen mit christlicher Begründung, auch zur Frage der Macht, deren Gebrauch zum guten Zweck auch den Christen und Kirchen ausdrücklich erlaubt wurde. Natürlicherweise sind Konkretisierungsversuche, die sich aus solchem Ansatz herleiten lassen, die „Handlungsanweisungen“ oder „Akte des Gehorsams“, wie das in San Antonio hieß, vorwiegend politisch akzentuiert. Daß da von Südafrika über Nicaragua, Indien, China bis hin zum Palästinenser-Aufstand kein brisantes Thema unerwähnt blieb, dafür sorgten schon die Teilnehmer aus der Dritten Welt, die zahlenmäßig stark vertreten waren und ihre Anliegen leidenschaftlich und entschlossen zu vertreten wußten. Daß es dabei gelegentlich auch zu Überspitzungen kam, auch zu theologischen Schnellschüssen und Kurzschlüssen, war nicht verwunderlich, hat aber den evangelikalen Vertretern willkommene Anlässe geliefert, ihr betoniertes Vorurteil vom unbiblischen, humanistischen und politisierten Missionsverständnis des Ökumenischen Rates hervorzuholen und beifallheischend herumzuzeigen. So hat

die im Bericht der Konferenzsektion „Teilnehmen am Leiden und Kampf“ aufgetauchte, freilich abenteuerliche Behauptung, der Palästinenser-Aufstand in den von Israel besetzten Gebieten sei Ausdruck einer „schöpferischen Macht“ und ein Beispiel für „die neue Auferstehung“ am letzten Arbeitstag die ganze Konferenz erregt und Zeit und Kräfte gebunden, die anderswo sehr viel sinnvoller hätten eingesetzt werden müssen.

Und „anderswo“, das eben wären die *theologischen Kernfragen* gewesen, die in San Antonio unübersehbar auf dem Tisch lagen, von den Initiatoren offensichtlich auch bewußt dort plaziert worden sind, und mit denen die Konferenz nicht zu Rande gekommen ist. Die „Einzigartigkeit Jesu“, der „Absolutheitsanspruch“ seiner Heilsbotschaft und die Konsequenzen, die sich aus dem Verständnis dieser Sätze und Begriffe für den „Dialog“ der Christen mit den Angehörigen anderer Religionen ergeben – diese Hausaufgabe zu lösen war das eigentliche Thema von San Antonio. Unabdingbar, denn die lange schon auf kleiner Flamme gekochte Frage des „Dialogs“ muß ja schließlich das Gewicht bekommen, das ihr in unserer kleiner gewordenen und überaus gefährdeten Welt zukommt; dazu aber muß sie theologisch geklärt werden und dafür wiederum kommt man um die Klärung des christlichen Selbstverständnisses gegenüber den anderen Religionen nicht herum. Bekehrung ja oder nein? Und wenn ja, dann wie? Das ist beileibe kein theologisches Glasperlenspiel! Denn wie soll sich denn, um nur ein kleines Beispiel zu nennen, die Leiterin eines evangelischen Kindergartens bei uns verhalten, wenn bei der Weihnachtsfeier die Hälfte ihrer Kinder kleine Muslime sind?

Kompromißformeln, um nicht weh zu tun

Der Ablauf in San Antonio war charakteristisch: Kaum hatten Stockwell und Castro ihre durchaus bemerkenswerten Vorstöße zu diesen Themen abgeliefert, da formierten sich Evangelikale, Fundamentalisten und Orthodoxe zu gezieltem Sperrfeuer. Zahlenmäßig waren sie gewiß nicht stark. Aber die Entschiedenheit und Massivität, mit der sie jeden Ansatz einer Infragestellung der „Einzigartigkeit Jesu“ zurückwiesen – (auf diese simplifizierende Formel wurde das komplexe Thema fortan reduziert) – kaufte den Gesprächswilligen von Anfang an den Schneid ab. Stockwell, gegen den sich der konservative Unmut vornehmlich richtete, brachte erprobte theologische Nebelwerfer in Stellung und ging dahinter in Deckung, schon bei der ersten Diskussion. „Natürlich“, versicherte er in einer Pressekonferenz auf die Frage des als Pressemann verkleideten evangelikalen Wortführers Prof. *Peter Beyerhaus* (Tübingen), „natürlich steht der Ökumenische Rat voll zur Einzigartigkeit Jesu – aber natürlich kann man nicht ausschließen, daß auch anderswo etwas vom Heil Gottes zu finden ist“.

In vergleichbarer Klarheit verliefen die meisten der durchaus zahlreichen Debatten zu diesem Thema. Im ängstli-

chen Bestreben, auf dieser ökumenischen Missionskonferenz den evangelikalen Gruppen, die im Juli in Manila ihrerseits eine weltweite Missionskonferenz einberufen haben, nur ja keinen Anlaß zum Vorwurf mangelnder Bibel-treue zu bieten, hatten alle ökumenischen Delegierten, die deutschen eingeschlossen, Kreide gegessen, und ihre Beiträge wirkten wie die Ratschläge eines Schönheitschirurgen angesichts eines Patienten mit doppelten Schädelbasisbruch. Zwei Ausnahmen von dieser Leisetreteri waren der achtzigjährige ökumenische Missionstheologe und Bischof *Lesslie Newbigin* und der indische Theologe *Wesley Ariarajah*. Der Inder verdeutlichte die Problematik der Rede von der „Einzigartigkeit Jesu“ durch subtile Hinweise auf die für nicht-christliche Ohren unüberhörbaren „Unter- und Obertöne“ dieses Satzes und auf den Charakter der „Machtsprache“, den eine solche Rede-weise offenbare. Und Bischof Newbigin ließ zwar keinen Zweifel an seiner Überzeugung vom christlichen Bekehrungsauftrag, kennzeichnete ihn aber behutsam als Hoffnung, „daß ein christlicher Same in das Denken des anderen fällt und etwas auslöst“. Und unmißverständlich: „Daß jeder, der das Evangelium ablehnt, in alle Ewigkeit verdammt ist, glaube ich nicht.“ Beide Voten ließen etwas ahnen von Sensibilität und Differenzierungsvermögen, ohne die ein so schwieriges Thema sicher nicht behandelt werden kann, die aber der Konferenz insgesamt nicht zu Gebote standen. Entsprechend dürftig war das Ergebnis. Zwar spiegelt der Bericht der Sektion 1 recht ausführlich und auch farbig die Ergebnisse der vor allem dort geführten Gespräche zu diesem Thema. Aber das bleibt leider ganz unverbindlich, denn die Konferenz hat diese Sektionsberichte nur zur Kenntnis genommen, nicht sich zu eigen gemacht. Im offiziellen Konferenzpapier der dreieinhalbseitigen „Botschaft“ hingegen heißt es in diesem Zusammenhang lediglich: „Für Menschen anderer Religionszugehörigkeit ruft uns die Mission in der Nachfolge Christi auf, diesen Menschen zuzuhören und ihre Glaubensüberzeugungen zu achten, vor ihnen in Wort und Tat Zeugnis unseres Glaubens abzulegen und mit ihnen nach Frieden und Gerechtigkeit zu suchen.“

Von Erneuerung des Missionsverständnisses im entscheidenden theologischen Bereich kann also keine Rede sein. – Fragt man nach den Ursachen für dieses mindestens par-

tielle Scheitern einer so groß angelegten kirchlichen Unternehmung, dann wird man wohl einen strukturellen, einen theologischen und einen gesamtkirchlichen Aspekt bedenken müssen:

Das *strukturelle Problem* solcher Zusammenkünfte besteht darin, daß sie in zu großen Abständen stattfinden, daß dadurch die Mehrzahl der Teilnehmer jeweils Konferenz-Neulinge sind, daß deshalb auch die langfristigen Grund-satzthemen (wie der „Dialog“) immer wieder neu von den Anfängen her diskutiert werden und daß schließlich die Konferenzdauer nicht ausreicht, um weiterführende Überlegungen differenziert genug zu durchdenken und neue Ergebnisse zu erarbeiten.

Das *theologische Problem* ist weniger grundsätzlich und könnte sich mit der Zeit wieder verschieben. Für San Antonio jedenfalls hat sich ein derzeit allenthalben zunehmender Druck der evangelikalen Gruppierungen ausge-wirkt und damit eine Neigung, auf dem traditionell Über-kommenen zu beharren und die Suche nach neuen Wegen zu erschweren oder gar zu blockieren.

Schließlich bleibt auf eine Artikulationsschwäche hinzu-weisen, von der die offiziellen Großkirchen mindestens der nördlichen Halbkugel derzeit offensichtlich allesamt befallen sind. Die zunehmende Abwanderung der Men-schen aus diesen Kirchen bei gleichzeitiger Suche nach neuen Heils-Vermittlern ist vor allem auf diese Unfähig-keit zurückzuführen, die anvertraute Botschaft verständ-lich und überzeugend zu vermitteln. Solange aber bei allen heiklen Fragen ängstlich und unsicher zurückgegrif-fen wird auf die bewährten, aber leer gewordenen theo-logischen Worthülsen und die genormten geistlichen Ver-satzstücke, wird man innerhalb und außerhalb der Kirche nichts und niemanden bewegen.

Die Bilanz von San Antonio ist deshalb negativ nicht nur für die Mission, von der man danach weniger sagen kann als zuvor, was sie eigentlich will und was nicht. Die Bilanz ist negativ für die Kirche überhaupt. Ihr Mangel an er-kenntbarer Kompetenz und ihre wieder einmal sichtbar gewordene Neigung, auf Klarheit und Eindeutigkeit um eines fragwürdigen innerkirchlichen Friedens willen zu verzichten, werden ihre ohnehin angeschlagene Glaub-würdigkeit und Überzeugungskraft weiter schwächen.

Hans-Joachim Girock

Sollte sich Rom Zeit lassen?

Die ČSSR-Politik des Vatikans ist ins Schußfeld der Kritik geraten

Die ČSSR-Politik des Hl. Stuhls ist in letzter Zeit ins Schußfeld der Kritik geraten. Wenn man davon ausgeht, daß es das Ziel der vatikanischen Diplomatie gegenüber totalitären Staaten ist, die Bedingungen für das Wirken der Kirche in diesen Ländern zu verbessern, ihr mehr Freiraum zu verschaf-

fen und sie und die einzelnen Gläubigen vor Verfolgungen zu schützen, dann hatte der Hl. Stuhl schon bisher in seinen Verhandlungen mit der Regierung in Prag vergleichsweise äußerst bescheidene Erfolge zu verzeichnen. Objektivverweise muß man feststellen, daß die Ursache dafür nicht beim